



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zur Charakteristik Wilhelms v. Humboldt.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zur Charakteristik Wilhelms v. Humboldt.

Zu der so eben erschienenen Schrift: Briefe von W. v. Humboldt an eine Freundin. 2 Bde. Leipzig 1847. F. A. Brockhaus, wird uns nicht nur zum Verständniß jenes ausgezeichneten Mannes, sondern auch der Zeit, welcher er seiner Denkweise nach angehörte, ein wichtiger Beitrag geliefert.

Eine Dame, die sich nicht nennt, hatte mit ihm in Byrmont im Jahre 1788 einige glückliche Tage verlebt, und obgleich Beide darauf vollständig getrennt wurden, war doch das Andenken an jene Tage lebendig geblieben. Humboldt hatte sich verheirathet und war zu den höchsten Staatsämtern emporgestiegen, als ihn im Jahre 1814 ein Brief seiner alten Freundin an jene Zeit wieder erinnerte. Neuere Schicksale veranlaßten sie, sich an ihn um Rath zu wenden; er nahm sich ihrer mit der größten Herzlichkeit und einer Delicatsse an, wie sie nur feingebildeten Gemüthern eigen ist. Es wurden in Folge dessen noch einige Briefe zwischen ihnen gewechselt, allein erst im Jahre 1822, als Humboldt aus dem Ministerium geschieden war, beginnt die eigentliche Correspondenz, die bis an seinen Tod (1835) in ununterbrochener Folge und mit der größten Lebhaftigkeit fortgeführt wurde. Dieser Briefwechsel, der sich zum Theil freilich auf die äußerlichen Lebensverhältnisse bezieht, der aber vorzugsweise aus dem Bedürfniß hervorging, die innere Welt des Herzens einer theilnehmenden Seele mitzuthellen, war keinem Andern bekannt *), und lange Zeit nach dem Tode ihres Freundes, den sie übrigens seit jenem ersten Zusammentreffen nur Einmal gesehen, hegte jene Dame seine Briefe als ein süßes Geheimniß, bis sie sich endlich zur Herausgabe entschloß — kurze Zeit vor ihrem eigenen Ende, wie wenigstens in der Vorrede angedeutet wird. Wir können es ihr nur Dank wissen, denn selten hat sich eine schöne Seele in reiferer Vollendung entfaltet. Es ist freilich nur die eine Seite

*) Humboldt sagt in einem dieser Briefe: „Ich bin ein großer Feind von alten Briefen, und wenn auch gar nichts darinnen steht, was irgend jemanden im mindesten nachtheilig sein könnte, habe ich das Aufheben nicht gern. Ein Brief ist ein Gespräch unter Abwesenden und Entfernten. Es ist seine Bestimmung, daß er nicht bleiben, sondern vergehen soll, wie die Stimme verhallt. Bleiben soll der Eindruck, den er in der Seele hervorbringt, und den dann der zweite und die folgenden verstärken oder verändern.“

eines herrlichen Gemäldes, die uns in diesen Briefen aufgeschlossen wird, die innere Welt, die andere gehört der Geschichte an. Aber das äußere Leben des Staatsmannes, des Gelehrten, schimmert wenigstens durch seine Gefühlsäußerungen hindurch und erhöht das Interesse, das wir an ihnen nehmen, denn es ist ein Anderes, in einem stillen, engumgrenzten Lebenskreise dem Brüten des eignen Herzens zu lauschen, ein Anderes, in einer reich bewegten Thätigkeit, in den mannigfaltigsten äußeren Bezügen und Verwickelungen das innere Heiligthum rein zu erhalten.

Das bloße Gefühl würde übrigens immer nur ein persönliches Interesse haben für die Betheiligten; für uns nur in so fern eine bedeutende Persönlichkeit unserm Herzen näher geführt wird. Was uns aber diesen Briefwechsel noch wichtiger macht, ist der Ideenkreis, der jenem Gefühle zum Grunde liegt und in welchem wir den Freund Schiller's, den Eingeweihten jener idealen Richtung wieder erkennen, von welcher die geistige Regeneration unsers Vaterlandes ausgeht.

Jene Zeit — die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts — begann mit der Sturm- und Drangperiode, in der sich das natürliche Gefühl, das Recht der Individualität, gegen die Fesseln einer seelenlosen Conventienz empörte, durch welche die Sittlichkeit sich an Neuerlichkeiten verkauft hatte und geistlos geworden war. In seiner unmittelbaren Gewißheit erkannte das Gemüth seine Macht und setzte mit dem Ungeßüm einer ursprünglichen aber ungebildeten Empfindung das Recht der Natur den Anforderungen der sittlichen Welt entgegen. Die Tendenz der Sittlichkeit ist überall zu verallgemeinern, das Besondere abzuschleifen; die Reaction gegen die sittlichen Gesetze kehrte also das Einzelne, Unergründliche, Unsagbare, die subjective Genialität als die Wahrheit des Lebens gegen die Welt der Abstraction heraus. In der Poesie wurden Titanen geschildert, welche mit der Gewalt ihrer Leidenschaft die alltägliche Philisterwelt überfluthen, oder empfindsame Seelen, die in das Neg des Positiven verstrickt, in stillem Schmerz verbluten und zu Grunde gehen. Aber das Herz ist unfähig, sich eine Welt zu schaffen nach seinem Bilde, und ein großer Dichter wird, auch wenn er ursprünglich von dem Recht des Herzens ausgeht, in der Entwicklung dieser Tendenz das Dymmächtige und zugleich Dämonische erkennen, indem die ungebändigte Leidenschaft die sittliche Welt verwirrt, die eigene Seele aushöhlt, auch wenn sie in der Form einer ideellen Begeisterung auftritt. Nirgend tritt dieser Gedanke so klar hervor, als in den „Räubern“ und „Don Carlos;“ Carl Moor und Marquis Posa sind die Helden und Apostel des subjectiven Idealismus und die Lieblinge des Dichters; sie sind die reinen Geister, welche die verkehrte Welt wieder in ihre Fugen einzurichten unternehmen, aber der Dichter ist objectiv genug, über die Stimme seines Herzens zu gebieten und jene Bestrebungen in ihrem Unrecht nachzuweisen.

Darum kehrt er aber keineswegs zu der alten Beschränktheit der äußerlichen Moral zurück. Er spricht es aus, daß eben in dem Contrast zwischen dem Recht

des Herzens und dem Recht der Wirklichkeit das tragische Interesse liege, daß das Bewußtsein: in dem Gesetz der Natur geht der sittliche Geist zu Grunde, und doch ist er in seinem Recht, erhebender sei, als die sogenannte poetische Gerechtigkeit, wo sich die Tugend zu Tische setzt, wenn sich das Laster erbricht. Das Herz wird nun gebildet, sich zu bescheiden und Resignation ist die Weisheit des Lebens. In den vollendetsten Dichtungen Goethe's und Schiller's gewinnt diese Resignation eine plastische Gestalt, und was Schiller in seinen Briefen über die „ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts,“ in seinen „Göttern Griechenlands,“ seinen „Künstlern,“ seinen „Idealen“ u. s. w. zur theoretischen Klarheit ausführte, hat Goethe in den edelsten seiner Gestalten — der Prinzessin, Iphigene etc. — zur reinen Form der Schönheit erhoben.

Dieser theoretischen Entwicklung ist Humboldt in Gemeinschaft mit seinen Freunden mit dem lebendigsten Antheil gefolgt, darum kehrt er mit ihnen zur classischen Welt zurück, in welcher das Maas die erste Tugend und der Leitton der übrigen war; darum entwickelte er in den Briefen über Goethe's Hermann und Dorothee, der schönsten Darstellung jener sittlichen Bescheidung, seine ästhetischen Ansichten überhaupt.

Diese theoretische Entwicklung ist bei ihm in Fleisch und Blut übergegangen, und wir können in den vorliegenden Briefen als eine heitere Stimmung des Gemüths verfolgen, was als Frucht einer reifen Bildung in einer wohlgeschaffenen Seele aufblüht.

Der Grundzug dieser Weltanschauung ist die Resignation. Ich erinnere noch einmal an den Gedankengang in Schiller's Idealen, in denen das Herz zuerst mit seinen subjectiven Forderungen — Wahrheit, Liebe, Ruhm, Glück — dem Naturzusammenhang entgegentritt, aber am Schluß, enttäuscht über die Rechtmäßigkeit der bloß subjectiven Gemüthsansprüche, sich zu bescheiden lernt, in rastloser Thätigkeit, die nie ermattet, den Gegensatz des Herzens gegen die Welt, den es nicht überwinden konnte, wenigstens vergißt, und von den Genien des Lebens nur noch die Freundschaft hegt, die Möglichkeit, in Stunden der Sammlung mit Freiheit und Vertrauen sich auszusprechen.

Die Resignation ist zunächst theoretisch. Faust will alle Schätze des Wissens in sich vereinigen, wenn er aber zur Bestimmung kommt, so wird er finden, daß er so nur todte Schätze aufspeichern würde, daß wahres Wissen und Selbsterkenntniß ist. „Das aber ist wirklich Pflicht und ist auch dem natürlichen Streben jedes nicht bloß an der irdischen Welt, ihrem Gewirre und Tand hängenden Menschen eigen, in den Kreis von Begriffen, den er besitzt, Klarheit, Bestimmtheit und Deutlichkeit zu bringen, und nichts darin zu dulden, was nicht auf diese Weise begründet ist. Das kann man wohl das Denken des Menschen nennen. Dazu ist das Wissen nur das Material. Es hat keinen absoluten Werth in sich, sondern nur einen relativen in Beziehung auf das Denken. Der Mensch sollte

nicht anders lernen, als um sein Denken zu erweitern und zu üben, und Denken und Wissen sollte immer gleichen Schritt halten. Das Wissen bleibt sonst todt und unfruchtbar.“ Die Fragen, die über das unmittelbare Leben hinausgehen, weist er von sich, weil sie ihn seinem Kreise entfremden. „Mir ist es immer als das sicherste Mittel vorgekommen, sich in inniger Demuth auf die unerforschliche, aber sichere Weisheit der göttlichen Rathschläge und auf die natürliche Betrachtung zu beschränken, daß wir in diesem Leben nur einen so kurzen Theil des menschlichen Daseins übersehen, daß derselbe gar kein Urtheil über das Ganze zuläßt.“ Der Idealismus, der in seiner ursprünglichen Gewalt die Welt aus den Fugen heben will, wird jetzt Beschaulichkeit, Zurückziehen in die innere, ideale Welt, die ihren Frieden in sich selbst hat. „Solchen Genuß der Phantasie rechne ich zu den höchsten, die den Menschen gegeben sind, und in vieler Rücksicht ziehe ich ihn der Wirklichkeit vor. In diese kann immer leicht etwas störend eintreten, aber jene nähert sich den Ideen, und das Größte und Schönste, das Menschen zu erkennen im Stande sind, bleiben doch die reinen, nur mit dem innern Blick erkennbaren Ideen. In ihnen zu leben ist eigentlich der wahre Genuß, das Glück, was man ohne Beimischung einer Trübsal in sich aufnimmt.“ Es ist das kein pietistisches Brüten in den dunkeln Geheimnissen der Seele, keine mystische Schwelgerei in gestaltlos zerfließenden Bildern — obgleich die Resignation so weit geht, die Möglichkeit einer mystisch übersinnlichen Welt nicht anfechten zu wollen, wenn sie sich auch jeder unmittelbaren Berührung entzieht — es ist die Lust an der frommen Hingebung an eine Welt, die ganz in der Seele liegt, und die so klar ist, wie die Seele selber. „Wenn ich also von Beschäftigungen mit Ideen, Vertiefung in sie, Nichten auf einen Punkt rede, so meine ich damit nichts Einzelnes, aber das Beschäftigen mit Nachdenken selbst, das Entkleiden der Dinge von ihrem Schein, das Prüfen seiner selbst und Anderer, und das Sammeln aller Gedanken auf das, was allein seine Vortrefflichkeit in sich selbst trägt, was auch im vergänglichen Menschen nicht untergehen kann, weil es nicht aus dem Menschen stammt, und was nach richtigem Maßstab erwogen allein verdient, daß der Mensch sich ihm ganz und bedingungslos hingebe.“

Diese Vertiefung in die innere Welt ist an ihrer Stelle in einer Zeit, wo der Mensch das Seinige gethan hat, wo eine edle, segensreiche Wirksamkeit ein Recht zur Sammlung gibt. „Das Alter ist im Grunde, wo es schön und kräftig empfunden wird, nichts anders, als ein Hiniaussehen aus dem Leben, ein Steigern des Gefühls, daß man die Dinge verlassen wird, ohne sie zu entbehren, indem man doch zugleich sie liebt und mit Heiterkeit auf sie hinblickt, und mit Antheil in Gedanken bei ihnen verweilt. Selbst ohne auch religiöse Gedanken an den Anblick des Himmels zu knüpfen, hat es etwas unbeschreiblich Bewegendes, sich in der Unendlichkeit des Luftraums zu verlieren, und benimmt so auf einmal aller kleinlichen Sorgen und Begehungen des Lebens, und der Wirklichkeit ihre

sonst leicht einengende Wichtigkeit. So sehr auch der Mensch für den Menschen das Erste und Wichtigste ist, so gibt es gerade nichts gegenseitig mehr Beschränkendes, als die Menschen, wenn sie, enge zusammengedrängt, nur sich im Auge haben. Man muß erst oft wieder in der Natur ein höheres und über die Menschheit waltendes Wesen erkennen und fühlen, ehe man zu den beschränkten Menschen zurückkehrt. Nur dadurch auch gelangt man dahin, die Dinge der Wirklichkeit nicht so wichtig zu halten, nicht so viel auf Glück oder Unglück zu geben, Entbehrungen und Schmerz minder zu achten, und nur auf die innere Stimmung, die Verwandlungen des Geistes und Gemüths seine Aufmerksamkeit zu richten, und das äußere Leben bis auf einen gewissen Grad in sich untergehen zu lassen.“ Im Alter bestellt man sein Haus. „Man sagt, daß man sein Haus bestellt hat, wenn man Sorge getragen hat, alles das auf den Fall seines Todes zu berichtigen, was bis dahin unberichtigt geblieben war. Von allen Seiten schneidet also das Hausbestellen Verwickelung, Ungewißheit und Unruhe ab, und befördert Ordnung, Bestimmtheit und Seelenfrieden. So nimmt man den Ausdruck im äußern, weltlichen Leben. Auf viel höhere und edlere Weise aber findet das Aehnliche im Geistigen statt. Auch darin gibt es mehr oder minder Wichtiges, mehr und minder an das irdische Dasein Geknüpftes, mittelbar oder unmittelbar mit dem Höchsten im Menschen Verbundenes. Jedermann pflegt in sich die Erfahrung zu machen, daß er gerade dem, was in ihm das Tiefste und Eigenthümlichste ist, die wenigste Mühe widmet, und sich viel zu viel durch untergeordnete Gegenstände das Nachdenken rauben und entreißen läßt. Dies muß man abstellen, den störenden Beschäftigungen entsagen und sich mit Eifer den wichtigeren widmen. Noch mehr aber geht diese Sammlung auf eine kurze Spanne noch übrigen Lebens, wie man es auch nennen könnte, in dem Gebiete des Gefühls vor. Doch ist hier im Allgemeinen ein großer und mächtiger Unterschied. Im Intellectuellen und allen Sachen des Nachdenkens hat der Vorsatz volle Kraft. Man kann und muß absichtlich die Gedanken und das Nachdenken auf gewisse Punkte richten. Im Gefühl ist das nicht nur unmöglich, sondern würde auch geradezu schädlich sein. Im Gebiete des Empfindens läßt sich nichts Unfreiwilliges, nichts Erzwungenes denken. Da kann also die Aenderung nur von selbst eintreten, und ist mit der Reife einer Frucht zu vergleichen. Sie geht von selbst vor sich, so wie die ganze Seelenstimmung verräth, daß dies Loslassen vom hiesigen Dasein in das Gemüth ganz übergegangen ist. Die Aenderung besteht auch da in einem Vereinfachen und Zurückziehen des Gemüths auf sich selbst, doch läßt sich hier noch weniger als im Gebiete des Denkens, aus einer einzelnen Individualität heraus, etwas allgemein Geltendes sagen. In mir ist es ganz einfach so zugegangen, daß sich mein Gemüth so auf eine Empfindung concentrirt hat, daß es jeder andern unzugänglich geworden ist, insofern nämlich, als ich durch eine andere Empfindung etwas empfangen sollte. Denn auf keine Art bin ich dadurch kalt und untheilnehmend

geworden, nur uneigennützig und wirklich jeder Forderung entsagend. Nicht bloß mit Menschen ist es mir aber so, auch an das Schicksal mache ich keine Forderung. Ich würde Ungemach wie ein Anderer fühlen, das läßt sich aus der menschlichen Natur nicht ausrotten. Entbehrung bleibt Entbehrung und Schmerz bleibt Schmerz. Aber den Frieden meiner Seele würden sie mir nicht nehmen, das würde der Gedanke verhindern, daß solche Ereignisse und Zustände natürliche Begleiter des menschlichen Lebens sind, und daß es nicht geziemend wäre, in einem langen Leben nicht einmal die Kraft gewonnen zu haben, seine höhere und bessere Natur gegen sie aufrecht erhalten zu können.“

Das ist der Friede der Resignation, die Freiheit des Gemüths von irdischen Dingen. Frei ist, wer nichts bedarf; frei, wer sein Herz an das Endliche nicht hängt. „Das allein ist der Friede, den die Welt nicht gibt; ein unübertrefflicher Ausdruck. Was diesem Frieden angehört, ist von der Welt, dem äußern Glück und dem äußern Genuß geschieden, es stammt von einer unsichtbaren Macht her, allein die Gesinnung muß im Gemütthe vorhanden sein, daß man sein ganzes inneres Wesen von der Welt trennt, daß man nicht auf äußeres Glück Anspruch macht, daß man nur die hohe Seelenruhe sucht, die auf dem Leben in Demuth und innerem Gehorsam wie in einer klippenlosen stillen Wasserfläche ihre Sicherheit findet. Die bloße Ausübung der Pflicht reicht dazu nicht hin, die Unterordnung des selbstischen Daseins unter das Gesetz und noch weit mehr unter das Anerkenntniß der höchsten alles beherrschenden und alles durchdringenden Liebe muß so vorwaltend sein, daß das ganze Wesen darin aufgelöst ist. Nur bei dieser Gesinnung kann man den von Jesus dargebotenen Frieden sich aneignen. Denn es wäre eine ganz irrige Auslegung der schönen biblischen Stelle, wenn man glauben könnte, der himmlische Friede senkte sich so von selbst und ohne alles Zuthun auf den Menschen herab. Wohl zwar senkt er sich also nieder, er kann nicht durch Werke verdient, nicht gleichsam wie Erdengüter durch eigenes Thun erworben werden. Er ist eine freie, himmlische, immer nur der Gnade entströmende Gabe. Allein der Mensch kann sie nicht erfassen ohne jene Gesinnung, er kann des Himmlischen nicht theilhaftig werden, so lange er irdisches Glück sucht. Besitzt er aber diese Gesinnung, so ist er wieder jenes Friedens gewiß, denn es ist recht eigentlich von den himmlischen Gaben ein wahres Wort, daß denen gegeben wird, die da haben. Das Irdische muß schon, so viel es die schwache Kraft vermag, das Himmlische angezogen haben, wenn es ihm wahrhaft zu Theil werden soll. Auf diese Weise hängt der innere Friede immer vom Menschen selbst ab, der Mensch braucht zu seinem Glücke im wahren Verstande nichts als ihn, und er braucht, um ihn zu besitzen, nichts als sich.“

Eine solche Freiheit ist nicht Theilnahmslosigkeit, nicht Erstorbenheit der Gefühle; der wahrhaft gebildete Mensch wird den Genuß so wenig verschmähen als die Thätigkeit, aber er wird nicht ihr Sklave sein. „Sie wundern sich, daß eine

Liebe zu Beschäftigung mit Empfindungen, eine Milde und Zartheit in denselben, ein Eingehen in fremde Gemüthsstimmungen, mir unter vielen und abziehenden Geschäften geblieben ist. Das kommt doch nur daher, daß jenes eigentlich die natürliche Beschaffenheit meines Gemüths ist, und daß es mir immer eigen gewesen ist, gegen das innere und eigentliche Sein, die Geschäfte nur wie eine Art Nebensache zu behandeln, immer ihrer mächtig zu bleiben, statt mich von ihnen beherrschen zu lassen. Man macht sie darum und auf diese Weise nur desto besser. Und das, was den Menschen als Mensch berührt, die Gefühle, die ihn erfüllen, die sich in ihm drängen und stoßen, haben immer einen hauptsächlichsten Reiz für mich gehabt. Ich habe zuerst damit angefangen, mich selbst zu kennen und mich selbst zu beherrschen, und kein Mensch kann sich klarer durchschauen, keiner sich mehr in seiner Gewalt haben, als ich. Ich habe dabei immer nach zwei Dingen gestrebt: mich empfänglich zu halten für jede Freude des Lebens, und dennoch durchaus in allem, was ich mir nicht selbst geben kann, unabhängig zu bleiben, niemandes zu bedürfen, auch nicht der Begünstigungen des Schicksals, sondern auf mir allein zu stehen und mein Glück in mir und durch mich zu bauen. Beides habe ich in hohem Grade erreicht. Ueber keine Freude und keinen Genuß des Lebens bin ich hinweg, wie es die Leute nennen. Die einfachste Sache, wenn sie nur etwas Anmuthiges oder Höheres an sich trägt, oder wenn sie mir durch irgend etwas besonders zusagt, gewährt mir reine Freude. Daher niemand so dankbar ist als ich, weil wirklich auch wenig Menschen so viel Grund zur Dankbarkeit haben. Theils begegnet ihnen vielleicht weniger Erfreuliches, theils aber finden sie auch in dem, was ihnen begegnet, das Erfreuliche nicht so heraus, und genießen es nicht wie sie könnten. Aber kein Mensch ist auch so wenig bedürftig, als ich, und darauf beruht ein großer Theil meines Glücks, denn jedes Bedürfniß ist, wie es befriedigt wird, nur eigentlich Stillung eines Schmerzes, und alles, was darauf verwendet wird, geht dem reinen, ruhigen, stillen Genuß ab.“

Die Einsamkeit des Gebildeten ist nicht schmerzlich, seine Entsagung kein eigentliches Opfer. „Ich liebe die Heiterkeit ungemein. Es ist nicht gerade die laute, die sich wie genießende Fröhlichkeit ankündigt, sondern die stille, die sich so recht und ganz über die innere Seele ergießt. Ich liebe sie in Andern und mir vorzüglich der größern Klarheit wegen, die in der Heiterkeit immer die Gedanken haben, und die für mich die erste und unerläßliche Bedingung eines genügenden Daseins im Leben für sich und im Umgange mit Andern ist. Die Wehmuth führt auch bisweilen eine und oft noch größere Klarheit mit sich. Man sieht und empfindet die Dinge in ihrer Nacktheit, wenn das Gemüth so tief in sich bewegt ist, daß der Schleier zerreißt, der sie sonst verhüllt. Aber es ist dies, wie ich es nennen möchte, eine schmerzliche Klarheit, die theuer erkauft werden muß, und sie zeigt die Gegenstände auch nur im Augenblicke und vorübergehend, wie man auch augenblicklich in die Tiefe des Himmels schauet, wenn der Blitz die Wolken zer-

reißt. Davon ist die leichte Klarheit ruhiger Geisterheit himmelweit verschieden. Diese zeigt die Dinge theils, als gingen sie fremd vor einem vorüber, theils als besitze man Stärke genug, sich nicht von ihnen bewegen zu lassen. Auf beide Weisen geht die Masse der Ereignisse wie ein Schauspiel vorüber, und das ist eigentlich die des Menschen würdigste Art, sie anzusehen, ohne lange bei ihnen zu verweilen oder sich gar in sie zu vertiefen, immer eingedenk, daß es ein ganz anderes und würdigeres geistiges Gebiet gibt, in dem der Mensch wirklich sich heimathlich zu fühlen bestimmt ist. Wenn man das Fremde so nimmt, und dasjenige, was Antheil der Freundschaft und Zuneigung nun in der That zur Wirklichkeit macht, die sich auf keine Weise mehr als Schauspiel behandeln läßt, nicht mehr blos die Phantasie und den Gedanken in Anspruch nimmt, sondern warm und lebendig das Herz ergreift, so behandelt man das Leben vielleicht auf die unter allen zweckmäßigste Art.“ Der Mensch muß einen Glauben haben, sonst ist er unfruchtbar, aber sein Glaube muß ihn nicht krank machen. „Der Ernst und selbst der größte des Lebens ist etwas sehr Edles und Großes, aber es muß nicht störend in das Wirken im Leben eingreifen. Er bekommt sonst etwas Bitteres, das Leben selbst Verleidendes.“ Das Leben in seiner Reinheit ist ein Gedicht. „Das Leben ist nicht gerade anders, als ein Schauspiel zu nehmen. Die Dichtung ist vielmehr, so wie man sie nach der innern Wahrheit der Dinge beurtheilt, viel ernster und höher als das Leben. Sie bringt einen Schmerz und eine Lust hervor, die viel edlerer Natur sind als die wahren und irdischen. Ich erfahre nun in der That etwas ganz ähnliches mit allen Dingen im Menschenleben. Sie wirken in ihrem Charakter auf mich, und die Lust an ihrem rein ausgeprägten Charakter überwiegt meistens in mir ihr unmittelbares Gefühl auf mich und das Verhältniß, in dem sie zu mir stehen.“

.....

Diese Resultate der ästhetisch-idealistischen Bildung treffen auf eine wunderbare Weise mit der Weltanschauung zusammen, die ein einsamer Denker des 16. Jahrhunderts dem Sturm und Drang der religiösen Wiedergeburt gegenüber sich errungen hat. Ich meine Michel de Montaigne. Der Grundzug, der sein ganzes philosophisches Lehrgebäude — wenn wir einer zusammenhängenden ethischen Ansicht diesen Namen beilegen wollen — durchzieht, ist diese: das Glück des Menschen besteht in seiner Freiheit; frei ist, wer durch keinen Gedanken und durch kein Schicksal erschüttert wird. Eine solche Ataraxie wird erworben durch theoretische Vorsticht, die beständig im Zweifel bleibt, nicht um sich mit den Zweifeln zu quälen, sondern um von den Dingen unabhängig zu sein. Aber es ist doch ein wesentlicher Unterschied. Montaigne macht die Freiheit von allgemeinen Bestrebungen zum Princip seines Lebens überhaupt, Humboldt zu dem seines Alters; Jener ertödtet durch seinen Scepticismus die Wärme des Gemüths, dieser mächtig sie nur durch fromme Scheu.

Einen andern Vergleich bietet Schleiermacher, der seiner Religion nur das Recht einer harmonischen Stimmung gab, die wie ein leiser Akkord das Leben begleiten, nicht es regeln sollte; der die Unmittelbarkeit des Gefühls zugleich anerkannte und durch Bildung mäßigte; der das Recht der freien Eigenheit in Anspruch nahm und doch zugleich unbedingte, sinnige Hingebung an das universelle Gesetz der Natur dem Leben zur Pflicht machte. Aber Humboldt ist durch die strenge Schule Kant's gegangen; die Sittlichkeit ist ihm etwas sehr Ernstes und Positives, und sein Gott ist nicht die bloße Seele der Natur, er ist der geistige Gesetzgeber, der bei aller Liebe dennoch die Spreu von dem Weizen sondert. Gern erkennt er in jedem individuellen Leben ein gutes Princip *), aber er unterscheidet das Gute vom Bösen, und seine Toleranz ist eine bedingte. Er kann sogar hart sein gegen den Dünkel des Gemüths, der sich der Bildung entzieht. Er ist in seinem Pflichtgefühl nicht rigoristisch, eben nur darum, weil er seiner Sittlichkeit gewiß ist. Sehr schön spricht er sich über sein platonisches Verhältniß zu jener Dame, das bei einem verheiratheten Manne vielleicht Anstoß geben konnte, in folgender Stelle aus: „Ich habe nicht die engherzigen Begriffe über solche Empfindungspflichten, die wohl sonst im Schwange sind. Wenn man in sich rein ist, kein Gefühl mit dem andern vermengt, keine Pflicht verletzt, so habe ich für mich (ich will nie für das Gewissen eines Andern reden) kein Arges, mich jedem Gefühl, das wahr und unentstellt in mir aufsteigt, ohne alle Kengßlichkeit hinzugeben.“

Das richtigste und zugleich humanste Urtheil über solche Verhältnisse, die bei allem platonischen Anstrich denn doch leicht etwas Bedenkliches haben können. Wir werden durch jenen Briefwechsel auf natürliche Weise zu dem Verhältniß Goethe's zu Auguste Stolberg und Bettine, zu der Verbindung zwischen Rahel und Geng geführt. Das erste entspann sich in Goethe's rastloser, drangvoller Jugend, der die Freundschaft eine süße Schwärmerei edel organisirter Seelen war. Goethe hatte die Schwester seines Freundes nie gesehen, aber die begeisterten Schilderungen, die Stolberg seiner Schwester von dem jungen Dichter machte, und umgekehrt, führten einen Briefwechsel herbei, der unendlich viel Anziehendes, aber auch viel Träumrisches enthält; beide haben das Bedürfniß, ihre Stimmungen auszuströmen, und diese Ergüsse richteten sich eigentlich immer an eine fingirte Person, an ein Ideal, wie man es nennt. Von einer Wechselwirkung ist nicht die Rede,

*) „In jedem, auch selbst unbedeutenden Menschen liegt im Grunde ein tieferer und edlerer, wenn der wirklich erscheinende nicht viel taugt, oder noch edlerer, wenn er in sich gut ist, verborgen. Man darf sich nur gewöhnen, die Menschen so zu studiren, und man kommt unvermerkt aus einem anscheinend alltäglichen Leben in eine ungleich höhere und tiefere Ansicht der Menschheit überhaupt. Es ist ja eigentlich das, worin das Gepräge jedes größeren Dichters liegt, diese Ansicht überall, und da er nur frei schaffen kann, ganz rein zu geben, oder vielmehr sie mitten aus aneinander gereiheten, oft zufällig scheinenden Begebenheiten hervortreten zu lassen. Die Geschichte hat etwas Aehnliches. Das menschliche Wesen tritt auch schon reiner und größer in ihr hervor, als in den tausendfältigen kleinen Umgebungen der Gegenwart.“

und das Verhältniß schwindet mit dem Rausch der Jugend. Zwar dauert die gegenseitige Theilnahme fort, und führt noch kurz vor Goethe's Tod zu einem Versuch der Annäherung, aber dieser schlägt fehl, weil das Verhältniß nur ein extatisches gewesen war, weil die Bildung des wirklichen Lebens beide nach ganz verschiedenen Richtungen geführt hatte. In dem Verhältniß zu Bettinen ist Goethe lediglich receptiv; der bejahrte Mann ergötzt sich zwar an der schwärmerischen Huldigung des jungen Mädchens, er wird auch einigermaßen geschmeichelt, aber sein eigentliches Geschäft ist doch diese leidenschaftlichen Ausbrüche, die bei aller Poesie etwas Krankhaftes und Unnatürliches haben, gelinde abzuwehren, oder wenigstens zu mäßigen. Ist hier künstlich gereizte Leidenschaft das wesentliche Motiv, so ist es in dem Briefwechsel Rahel's mit Genz die Reflexion, die bei aller geistigen Tiefe, die wir an Rahel bewundern, und bei der genialen Leichtfertigkeit des Diplomaten uns doch hin und wieder mit einem gewissen Schauer durchfröstelt. Unendlich edler und sittlicher ist das Freundschaftsverhältniß zwischen Humboldt und der Unbekannten; es ist durchaus gegenseitig, frei von aller krankhaften Ueberspannung, heimlich und doch gesund. Es beruht auf gegenseitiger Achtung, und, wie billig, ist es der Mann, dem nicht nur die eigentliche Productivität, sondern auch das Maas zukommt. Es liegt Keinem von beiden daran, seine unmittelbaren Stimmungen dem Andern aufzuzwingen, ebensowenig spinnt sich das Verhältniß im Paraphrasen eines und desselben Gefühls weiter fort; das Weib wird gebildet durch die liebevolle Theilnahme des reiferen Mannes, und ihre innige, hingebende, gehorsame Liebe verleiht ihr höhern sittlichen Adel; der Mann wird sich selber klarer, indem er einer schönen Individualität gegenüber fördernd, belehrend, mäßigend eingreifen kann, indem er zugleich mit Freiheit, aber stets in unmittelbarer Beziehung auf seine Freundin, den Schatz seiner Lebenserfahrungen zu einem vollständigen, heitern Gemälde abrundet. Darum dauert das Verhältniß ununterbrochen und ungetrübt bis an seinen Tod; seine letzten Bemühungen sind, die Freundin auf seinen Tod vorzubereiten, und ihr die Bitterkeit desselben zu nehmen. Bis auf die kleinsten Züge herab — z. B. die Deutlichkeit seiner Handschrift — erstreckt sich seine Sorgfalt für sie, und das in einer Zeit, wo er müde war der äußern Eindrücke, und sich selbst vor seinen ältesten Freunden in die Einsamkeit zurück zog.

Mit dem wohlthuenden Gefühl des Friedens, der nicht Quietismus, sondern erfülltes Streben ist, legen wir dieses werthe Buch aus der Hand.